Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 24 (1921-1922)

Artikel: Metaphysische Streifzüge
Autor: Spoerri, Th.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748980

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

METAPHYSISCHE STREIFZÜGE[1])

DIE NEUZEIT

Viel Not hatten sie erlitten. In schweren Rüstungen waren sie durch düsterwaldige Gegenden geritten. Feinde hatten überall gelauert. In ihre eigne Mitte hatte der Widersacher Zwietracht säen wollen . . . .

Aber eines hatte sie immer wieder aufgemuntert, eines hatte sie immer neu vereinigt: die Hoffnung, eines Tages die Zinnen der Gralsburg im Abendsonnenschein leuchten zu sehen und daselbst für immer einzukehren. Auf dieses Ziel war allein ihr Sinn gerichtet. Nichts anderes konnte sie gefangen nehmen. Mit brennender Seele suchten sie, was irgendwie ermöglichte, den Weg zu finden.

Traten sie in eine Lichtung, und ein graues Kloster tauchte aus dem Grün hervor, so war ihre erste Frage: Wisst ihr Mönche etwas vom Weg zur Gralsburg? Und in den Pergamenten der Klosterbücherei forschte der lesekundige Begleiter nach Anweisungen über die Richtung, die sie einzuschlagen hätten.

Den kostbarsten Führer, ein altes Buch, trugen sie immer bei sich. Am Wachtfeuer des Abends rückten die Ritter die wetterharten Köpfe zusammen, wenn der Lesekundige ihnen daraus vorlas, und weit in die Nacht hinein beratschlagten sie ernsten Wortes über den Sinn der gelesenen Sprüche, und ob daraus ein Schimmer auf ihren Weg fiele.

An einem hellen Frühlingstag aber waren sie plötzlich aus dem Waldesdunkel getreten in eine sonnenstrahlende Landschaft, wo laue Lüfte duftend weiße Blüten auf ihre dunkeln Eisenpanzer wehten. Fremdartig schöne Menschen in leichten Gewändern waren leutselig herablassend den schwerfälligen Rittern entgegengekommen. Und als die Ritter die gewohnte Frage taten, meinten sie lächelnd: Ob es wohl so wichtig sei, diese „Gralsburg“ zu finden? Die Welt sei doch überall schön, besonders hier. Ob sie nicht ausruhen und die Rüstungen ein wenig ablegen wollten. Viel schöner als kriegerische Abenteuer sei Reigentanz und Saitenspiel. — So sprachen die schönen Fremden in wohlklingender Zunge. Und

---

[1]) Siehe *Wissen und Leben.* XV. Jahrgang. Heft 7. (20. Jan. 1922.)

etwas Überlegen-Heiteres in ihrer ganzen Art bezauberte die rauhen Ritter.

Das unheilvolle Lager wurde beschlossen. Aufatmend hatte man die Panzer abgelegt und leichten Schrittes war man mit den anmutsreichen Fremden zum erstenmal durch die Gegenden gewandert.

Wie ganz anders sah die Welt aus, als man sie um ihrer selbst willen anschaute! Dem einen Ritter fiel sofort auf, wie wunderbar rein am Horizont die Linien der Berge zusammenflossen. Als er dem freundlichen Gefährten seinen Eindruck sagte, zog dieser lächelnd aus dem Busen einen Stift und eine Rolle, und mit wenig Strichen zeigte er das innere Gesetz der Harmonie, kraft dessen Linien sich als Schönheit offenbaren. Der andere Ritter erkannte staunend, wie vielfältig die Formen und Gestalten der toten und lebendigen Dinge waren. Fragen stiegen in ihm auf, die ein Fremder, der ihn sinnend sah, erriet; denn alsbald entspann sich ein Gespräch und mit heißem Eifer wurde der Dinge Art, Gesetz und Zusammenhang erwogen. Und auch die andern Ritter fanden jeder ein Besonderes, das ihm bisher entgangen war und nun plötzlich seine Seele ganz gefangen nahm.

Als am gleichen Abend die Gefährten auf ihrem Lager ruhten, da träumten sie zum erstenmal von ganz verschiedenen Dingen. Und am andern Morgen beschlossen sie, das Lager noch nicht aufzuheben, und zum ersten Male zogen sie aus nach ganz verschiedenen Zielen.

Aber wunderbar waren ihre neuen Fahrten: in welcher Richtung auch ein jeder auszog, auf Schritt und Tritt erlebte er die seltensten Überraschungen; Dinge, deren Dasein er nie geahnt, boten sich in Überfülle seinen Blicken. Ein neues Leben wahrlich hatte nun für sie begonnen. Und sie nannten das Lager, von dem sie ausgegangen waren, das Lager der Wiedergeburt.

In der ersten Zeit kamen sie noch oft zusammen. Zuweilen fragte dann einer obenhin nach dem alten Buch. Wenn dann nach vielem Suchen der Lesekundige es aus einem Haufen anderer Bücher hervorgeholt hatte, dann geschah wohl, dass sie stille saßen, aber ihre Blicke schauten nach verschiedenen Bergen und ihr Denken wandelte auf sehr verschiedenen Pfaden. Und so verschieden wurde ihre Art, dass sie einander gar nicht mehr verstanden, wenn sie von

ihrem Tun erzählten; dass sie einander oft nicht kannten, wenn sie sich unversehens trafen, und gar oft geschah es, dass sie aneinander stießen mit harter Rede, und bald kam es dazu, dass feindselige Gefühle die Gefährten wild entzweiten. Im Stillen nannte dann der eine oder andere das Lager: Lager der Entzweiung.

Nach langen Jahren dieses neuen Daseins wiederholte es sich oft, dass einer nach dem anderen, die Ritter zurückkamen in das Lager mit verdrossenem Sinn und schienen immer ein Verlorenes zu suchen. Und wenn die schönen Fremden Rat und Hilfe boten, wurden sie unwillig abgewiesen. Immer hieß es: Wir kennen wohl all eure Kunst und Wissenschaft, bis an die Grenze habt ihr uns geführt, und weiter sind wir noch gegangen, als ihr ginget, aber nimmer können wir die Ruhe finden, immer suchen wir etwas, das mehr ist, und, was wir suchen, ist uns selber unbekannt; worauf die Fremden nur die Häupter schüttelten, nicht begreifend, was den Rittern fehlte. Und wenn sie dann davongegangen waren, und schwere Stille über den Einsamen lastete, fingen sie dann eifrig an, von ihren Taten und Errungenschaften zu erzählen, begeistert sprachen sie wohl eine lange Weile, dann aber verstummten sie auf einmal, und jedem war, als wollte er noch etwas sagen, und sagte es doch nicht. Und im Geheimen nannte dann für sich der eine und der andere das Lager: Lager der Enttäuschung.

* * *

Am Eingang der neuen Zeit steht eine unheimliche Gestalt, die der größte der deutschen Dichter zum unvergänglichen Symbol unseres Wesens gebildet hat: Faust.

Die Faustsage ist aus dem Eindruck geboren, den die Renaissancemenschen auf jene machten, die auch mittelalterlich gebunden waren, und es gehört auch mittelalterliches Fühlen dazu, um die Erschütterung nachzuempfinden, die Fausts blutgeschriebener Vertrag in den damaligen Volksschichten verursachte:

Ich Johannes Faustus, Doktor, bekenne mit meiner eigenen Hand öffentlich, zu einer Bestätigung und in Kraft dieses Briefes: Nachdem ich mir fürgenommen, alle Dinge zu ergründen, aus den Gaben aber, so mir von oben herab bescheret und gnädig mitgeteilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopfe nicht finde und solches von den Menschen nicht erlernen kann, so hab ich mich gegenwärtigem gesandtem Geist, der sich Mephostophiles nennt, einem Diener des höllischen Prinzen im Orient, untergeben. Denselbigen hab ich mir erwählet, mich solches zu lehren und zu

berichten und hat er auch versprochen, mir in allem untertänig und gehorsam zu sein. Dagegen aber ich mich hinwider ihm verspreche und verlobe, dass, so das vierundzwanzigste Jahr vom Datum dieses Briefes an, herum und vorüber gelaufen, er mit mir nach seiner Art und Weis, seines Gefallens zu schalten und walten Macht haben solle, mit allem, es sei Leib, Seel, Fleisch, Blut und Gut, und das in Ewigkeit. Hierauf absage ich allen denen, so da leben, allem Himmlischen Heer und allen Menschen, und das muss sein. Zur festen Urkund und mehrerer Bekräftigung hab ich diesen Vertrag mit eigner Hand geschrieben, und mit meinem eigen Blut, meines Sinns, Gedanken und Willen, versiegelt und bezeuget.

Johann Faustus,
der Elemente Kundiger und geistlicher Doktor.

(Modernisierung nach dem Volksbuch vom Jahre 1587: *Deutsche Volksbücher* in den „Büchern der Rose" Langewiesche.)

Das ist die Grundurkunde der Renaissance in mittelalterlicher Sprache geschrieben: Absage an Gott aus vermessenem Erkenntnistrieb und Erlebnisdrang! Hier liegt die Wurzel von all den vielfältigen Erscheinungen der großen Epoche. Vorher erkannte und erlebte man, um zu Gott zu gelangen; jetzt sagte man Gott ab, um ungehemmt erkennen und erleben zu können. Vorher hatte man allerdings die Zielstrebigkeit übertrieben. Die Kirche hatte tatsächlich ihre Gewalt missbraucht, um das menschliche Leben und Denken in die engsten Schranken hinein zu zwängen. Jetzt aber geriet man in die Übertreibung der Ziellosigkeit. Man suchte nicht nur *mehr* Freiheit, sondern man wollte überhaupt keine Gebundenheit, kein äußeres Ziel mehr, man wollte selber Ziel sein. Der Mensch wurde nun plötzlich sein eigener Mittelpunkt in seiner eigenen Welt. Die Dinge lebten nicht mehr in der Beziehung auf ein außerweltliches Ziel, sie waren nun etwas für sich. Die an Gott gebundene Kraft wurde nun frei; und anstatt durch die Dinge hindurch zu fluten, kreiste nun die Erlebniswelle innerhalb ihrer geschlossenen Form. So entstand das Grundgefühl der Renaissance: das Gefühl von der Schönheit der diesseitigen Dinge. Der metaphysische Trieb des Menschen ist aber zu tief eingewurzelt, der Hunger nach Unendlichkeit ist zu mächtig, als dass er durch rein ästhetische Erlebnisse gestillt werden könnte. Von den Tagen der Renaissance an kam eine seltsame Unruhe über die Menschen. Mit fiebernder Sehnsucht streckten sie sich nach allen möglichen Zielen. Sie merkten nicht, dass sie überall nur einen Gottersatz suchten. Sie beteten ja nicht mehr zur Madonna, aber mit kind-

lichem Trostverlangen schmiegten sie sich nun an die Mutter Natur; sie kannten den alttestamentlichen Gott nicht mehr, aber vor der unerbittlichen Strenge des Naturgesetzes schauerten sie in Ehrfurcht zusammen, sie gingen nicht mehr in die Kirche, aber dem Vaterlande, der „Partei“ gaben sie sich mit Seele und Leib hin. Alles wurde ihnen heilig: die Kunst, die Wissenschaft, die Arbeit, die Liebe, der animalische Trieb. Aber trotzdem sie auf allen Einzelgebieten die unerhörtesten Fortschritte machten, blieb als trüber Bodensatz im Grund ihrer Seelen ein tiefes Unbefriedigtsein zurück. Nicht das Unbefriedigtsein desjenigen, der eine unendliche Aufgabe vor sich sieht und bei jedem Teilerfolg schon wieder neue Ziele ahnt, sondern das Unbefriedigtsein desjenigen, der fühlt, dass er sich in einer falschen Richtung bewegt, dass er sich von der Hauptlinie entfernt, die allein den Teilerfolgen ihren Sinn und Wert gibt. Und da gerade diese einzige Richtung, in der das Ewigkeitsfieber gestillt werden kann, von der Renaissance aus altem Hass und Trotz gegen die Kirche gemieden wird, bleibt als unlösbares Grundproblem dem modernen Menschen die Frage übrig: Wie kann die göttliche Sehnsucht ohne Gott gestillt werden? Diese Frage steigt ihm nicht ins klare Bewusstsein, aber ihr verzweifelter Klang dringt durch sein ganzes Wesen. Sie zeigt sich in seinem tiefen Weltschmerz, in seinem unendlichen, aussichtslosen Streben, in seiner hoffnungslosen und doch immer suchenden Unruhe. Das ist eben die *faustische Sehnsucht.* Und Goethe, der dies alles von innen erlebte, hat dieses Unbefriedigtsein so sehr als den tiefsten, unverlierbarsten Grundzug von Faustens Wesen empfunden, dass er darauf den Vertrag mit dem Teufel gründete:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!

Wie verzweifelt muss nicht ein Mensch sein, der sich dem Teufel hingeben will, unter der armseligen Bedingung, dass ein einziger Augenblick einmal so schön sein solle, dass man sein Verweilen wünschen könnte! Und wie unrettbar friedlos seine Seele ist, das ist das immerwiederkehrende Leitmotiv der Dichtung. Vergeblich durchrast Faust mit seinem teuflischen Begleiter alle Bezirke des Lebens, überall rennt er in der gleichen trostlosen Sackgasse

an. Dem ganzen Stück könnte als Motto dienen, was Faust schon am Anfang sagt:

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeists auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Nicht weil er eine hohe philosophische Idee verkörpert, ist *Faust* das größte Gedicht der modernen Zeit, sondern weil er am erschütterndsten das Grunderlebnis des modernen Menschen zum Ausdruck bringt: Gottentfremdung, Weltvergöttlichung, Enttäuschung ....

* * *

Da ist zuerst die Enttäuschung des Denkens. Die ganze erste Hälfte des ersten Teils, vom Monolog Fausts bis zu Auerbachs Keller, steht im Schatten der Hochschule. Alle denkbaren Vertreter der Wissenschaft stellen sich vor: ein Anfänger, der unendlich viel von der Wissenschaft erwartet; Studenten in verschiedenen Semestern, deren blöde Kneiperei und tölpische Leichtgläubigkeit gar wenig von sittlichen und geistigen Wirkungen der Wissenschaft merken lassen; ein Gelehrter, der in glücklicher Beschränktheit die Grenzen seines Denkens gar nicht spürt; ein Professor, der in gequälter Unersättlichkeit überall an den Schranken seines Intellekts anrennt und mit verzweifelten Mitteln versucht, den Bereich der Wissenschaft auszudehnen; ein objektiver Betrachter, der mit satanischem Vergnügen konstatiert, dass die Wissenschaft mit ihrem mechanischen Analysieren dem Leben nicht beikommt, dass ihr greifbarster Nutzen die Macht ist, die sie dem Wissenden über die andern Menschen verleiht, eine Macht, die dann eben im Dienste sinnlicher Instinkte missbraucht werden kann.

In Fausts Seele sammeln sich wie in einem Brennpunkt alle diese Wirkungen des Denkens. Wir sehen ihn am Anfang, angeekelt von all dem angehäuften Wissenskram.

Habe nun ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie,
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn ....

„Leider auch Theologie" zeigt den Renaissancemenschen an;

unwillkürlich denkt man an Dante zurück, dem die göttliche Offenbarung so brennend konkret, so heilig schön vorkam, dass er sie nicht anders als in der Gestalt der geliebten Beatrice verkörpern konnte. Faust fühlt, dass sein wissenschaftliches Streben ihn von der Einheit und der Ursprünglichkeit des Lebens abgedrängt hat. Und nun machte er verzweifelte Versuche vom Boden der intellektuellen Erkenntnis aus, das „Leben" zu fassen. Das führt ihn zur Zauberei, wir würden heute sagen: „Geisteswissenschaft, Anthroposophie."

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen . . . .

Aber hier wie dort: entweder bleibt die Erkenntnis höherer Welten nur ein Schauspiel, oder man wagt es, dem kosmischen Leben wirklich ins Sphinxgesicht zu schauen, und da bricht man zusammen. Der Denkende kann die unmittelbare Gewalt des Lebens nicht ertragen.

Die Beschränktheit der Wissenschaft tritt ihm nun in Wagner verkörpert entgegen. Was Wagner schätzt, ist einerseits leere Rhetorik, andererseits rein stoffliche Quellenforschung, beides wiederum Verkörperungen der totesten „Sinn"losigkeit. Nun ist Faust zum Tode verzweifelt, Ostergesang hält ihn vor dem Selbstmord zurück, im Osterspaziergang sieht man ihn schon wieder eingeklemmt zwischen der dürren Gelehrtheit Wagners und der saftig aufquellenden Frühlingswelt, aber er scheint beruhigt heimzukommen, und die Berührung mit der ursprünglichen Natur hat offenbar seine Seele unbewusst auf die ursprünglichste aller frischen Quellen hingelenkt: er will das Evangelium übersetzen. Da dreht der Teufel die Blätter, und Faust fällt auf den Spruch: „Am Anfang war das Wort." Mit einem Schlag ist er wieder in sein qualvolles Grübeln zurückgeworfen worden. Er erstickte ja eben an Worten. Drei Jahrhunderte intensiver Buchdruckerei liegen zwischen diesem Faust und dem Mittelalter. Damals waren die Worte noch wie Urgestein, aus dem kräftig die klare Quelle hervordrang. Die Druckerpresse war der renaissancehaften Freude am bloßen Wort entgegengekommen, und in der Lawine von Geröll und Schutt, die sie über den Kulturboden gewälzt hatte, zerrann das lebendige Wasser, erstickte die grünende Saat. Ist nicht diese Herrschaft des Wortes die verfluchteste aller Sackgassen? Sind wir nicht in unsrer Zeit ganz eigentlich eingefangen, eingesargt in unsren Worten? „Weh, steck ich in dem

Kerker noch!“, das ist der Schrei des lebendigen freien Geistes, der sich plötzlich bewusst wird, wie sein Unendlichkeitsdrang durch das bloße Denken, durch das leere Reden getäuscht wird.

* * *

Nach der Enttäuschung des Denkens, kommt die Enttäuschung des Gefühls, nach der Verführung des Logos die Verführung des Eros.

Wenn wir auf das seelische Geschehen in dieser zweiten Hälfte des ersten *Faust* schauen: welche überreiche Skala von Gefühlen, von der animalsten Perversität bis zur sublimsten Anbetung! Am Tage singt man den Psalm: „Wer darf ihn nennen...“, in der Nacht verführt man das arme liebe Mädchen, dessen grausiges Schicksal um so mehr ans Herz greift, als es das natürlichste und lebendigste Geschöpf der ganzen deutschen Poesie ist.

Ha! wie wir sie kennen, diese Gefühlsvirtuosen, die im stillen Busch, in Luft und Wasser ihre Brüder kennen lernen und gleichzeitig eine alte Mutter vergiften lassen, den Bruder morden und die Geliebte in den Kot stampfen. Wie gar vielsaitig sind diese Seeleninstrumente, auf denen bald erhabene Naturhymnen, bald schmutzige Zotenlieder ertönen!

Die Grundmotive des strömenden Lebens — Unendlichkeit, Einheit, Freiheit — werden zwar in wunderbare Klänge und Erlebnisse hineingebannt, aber wohin führt diese ganze ziellose Gefühlsseligkeit? Man braucht nur auf den äußeren Rahmen zu schauen: Der ganze Zauber, der mit der Hexenküche, dem echten Symbol moderner Literaturfabriken beginnt, endet im Kerker des wahnsinnigen Gretchens. Wie erdrückend zeigt sich in der Tragödie die zunehmende Macht des Fleisches, bis zur endgültigen, aussichtslosen Verklemmung des Verbrechens, der Gefangenschaft, des Todes!

* * *

So erleben wir in *Faust I* den großen Pendelschlag der modernen Seele zwischen Denken und Fühlen, und wenn es auch ein trauriges Zeichen ist, dass trotz der mächtigen Bewegung die Zeiger an der ewigen Uhr nicht vorwärts rücken, so liegt doch eine tragische Schönheit in der Rastlosigkeit dieses Wechselspiels, das am klarsten in Voltaire und Rousseau, am eindrucksvollsten in Aufklärung und Sturm und Drang, Klassik und Romantik sich auswirkte.

Was wir im *Faust I* mehr innerlich erlebten, wird jetzt im zweiten Teil nach großen Kulturkreisen auseinandergefaltet. Eingeleitet werden die Kulturerlebnisse durch das Erleben der Natur. Das grandiose Schauspiel des Sonnenaufganges wird von Geisterchören begrüßt, aber vergeblich versucht der Mensch die Natur, die sich in der Sonne verkörpert, anzuschauen, er kann es nicht ertragen (Seitenstück zur Erdgeistszene), nur im farbigen Abglanz lässt sich das Leben betrachten. Erste Resignation!

* * *

Nun kommt das Treiben am Hof, Symbol des höheren Gesellschaftslebens, Grundlage jedes kulturellen Beisammenseins. Den breitesten Raum nimmt — wohl nicht zufällig — die Maskerade ein. Auch die Vorführung Helenas und Alexanders zeigt die Hohlheit und Oberflächlichkeit dieser glänzenden Gesellschaft; feiner könnten sich diese Herren und Damen nicht charakterisieren, als durch die Bemerkungen, die sie über das Schauspiel machen.

Der eigentliche Herrscher in diesem Reiche ist Plutus, der Gott des Reichtums. Auch der stolzeste Hofmann, sogar der König selbst, beugt seinen Nacken vor der goldstrotzenden Majestät. Die verzehrende Macht des Reichtums, seine mannigfachen Täuschungen werden in immer neuen Allegorien beim Maskenfest dargestellt.

An diesem Punkt kann der Teufel ansetzen. Wer immer imstande ist, die ewig leeren Kassen zu füllen, der ist einer guten Aufnahme sicher, mag er noch so unlautern Ursprungs sein.

„Schafft er uns nur zu Hof willkommene Gaben,
Ich wollte gern ein wenig Unrecht haben."

Der Teufel führt das Papiergeld ein, und ahnungslos lassen sich die Menschen dem Abgrund zutreiben, in dessen schauerliche Leere wir erst in unsern Tagen hineinblicken können.

* * *

Wieder treten wir ein in Fausts altes Studierzimmer, ins Reich der Wissenschaft. Als übermütiger Baccalaureus kommt uns der ehemalige Schüler entgegen. Die Selbstherrlichkeit des Geistes hat in ihm eine köstlich grobe Verkörperung gefunden.

Wagner hat sich auch weiter entwickelt. Er ist eben am Ziel seines Strebens angelangt. Es ist ihm gelungen — allerdings nicht

ohne Beihilfe des Teufels, der überall seine Hände im Spiel hat — einen Menschen chemisch darzustellen. Homunculus ist der vollkommene Bildungsmensch. Er kann allerdings nur in einer Flasche leben, aber er ist ungeheuer gescheit und sprachgewandt. Und mit welchem erhabenen Selbstbewusstsein schaut er vom Piedestal seiner klassischen Bildung auf den dummen mittelalterlichen Teufel herab. Wie Mephisto sagt, er sehe nichts von Leda und ihrem Schwan, höhnt das Menschlein:

„Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Rittertum und Pfäfferei,
Im Düstern bist du nur zu Hause."

Das Ende vom Lied ist aber auch hier wieder der Tod. Homunculus zerschellt am Muschelwagen der Galatee.

* * *

Die Helenahandlung, die schon die bisherigen Szenen wie ein goldener Faden durchzog, wird immer deutlicher erkennbar als das Kunsterlebnis des modernen Menschen. Die Vereinigung der antiken Schönheit mit nordischem Gehalt erzeugt die moderne Kunst, versinnbildlicht im Knaben Euphorion.

Alle Richtungen der neuzeitlichen Poesie werden vom übermütigen Knaben vorgetanzt.

Romantik:

Nun lasst mich hüpfen,
Nun lasst mich springen!
Zu allen Lüften
Hinaufzudringen,
Ist mir Begierde
Sie fasst mich schon.

Realismus:

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse;
Mir zur Wonne, mir zur Lust
Drück' ich widerspenstige Brust,
Küss' ich widerwärtigen Mund,
Tue Kraft und Willen kund.

Kriegspoesie:

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag.
Krieg! ist das Losungswort.
Sieg! und so klingt es fort.

Auch hier kommt es zum gewohnten Ende. Euphorion stürzt zu Tode, Helena folgt dem Sohne in die Unterwelt, und Faust behält nichts anderes als Helenas Gewand: leere Form.

* * *

Die letzte Sackgasse des modernen Lebens heißt soziale Arbeit. Mephisto kann sich nur zwei Arten solchen Wirkens vorstellen: Buhlen um Volksgunst in dickem Stadtgewühl, Buhlen mit schönen Frauen in königlichem Herrschaftspark. Wunderbarer ist wohl nie die Atmosphäre von Versailles in Dichterworte gebannt worden. Und wie greifbar wird die dünstige demokratische Luft einer übersatten Stadt dargestellt:

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
Krummenge Gässchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiss Gestank und Tätigkeit...

Aber Faust will nichts faulig Sattes. Dem Meer will er neuen Boden entreißen und so Raum eröffnen für viele Millionen

Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen...
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Wenn wir aber von den schönen Worten wegschauen auf die Praxis, dann erleben wir in düstern Visionen den ganzen Jammer der jüngst vergangenen Zeit. Krieg! ist das Losungswort!

„Indes zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo groß und klein sich kreuz und quer befehdeten
Und Brüder sich vertrieben, töteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Bischof mit Kapitel und Gemeinde;
Was sich nur ansah, waren Feinde.
In Kirchen Mord und Totschlag, vor den Toren
Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß sich wehren."

Das tönt noch ein wenig nach mittelalterlicher Kampflust; die Virtuosität des modernen Krieges zeigt sich deutlicher auf dem Beutezug, den in Fausts Auftrag die drei gewaltigen Gesellen zusammen mit dem Teufel machen:

„Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir getan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da, was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst ein Herr zu drei,
Dann hakelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt ums *Was*, und nicht ums *Wie*.
Ich müsste keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Umbrandet von all diesem Geschehen steht ein kleiner Hügel mit einer kleinen Kapelle. Zwei alte Leutlein mit sehr altmodischer Gesinnung wohnen daselbst.

„Lasst uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schaun!
Lasst uns läuten, knien, beten
Und dem alten Gott vertraun!"

Doch das imperialistische Machtgelüste Fausts greift auch nach diesem Überrest idyllischerer Zeiten. Gar gerne hilft Mephisto bei diesem schönen sozialen Werk; denn nichts ist ihm unangenehmer als die beständige Mahnung des Kapellenglöckleins:

„Wer leugnet 's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel
Mischt sich in jegliches Begebnis,
Vom ersten Bad bis zum Begräbnis,
Als wäre zwischen Bim und Baum
Das Leben ein verschollner Traum."

So wird in einer Sturmnacht noch diese letzte stille Insel samt ihren Bewohnern zerstört. Wie grausig-vertraut sind uns alle diese Dinge, und wie wohl kennen wir die Geister, die diese Welt be-

herrschen: den Teufel und die drei gewaltigen Gesellen Raufebold, Habebald und Haltefest, samt den vier düstern Riesenweibern Mangel, Schuld, Not und Sorge. Atembeklemmend tönt in das Zeitalter des Humanismus das schaurige Lied der Sorge hinein:

Wen ich einmal nur besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze;
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen ....
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Atemholend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle."

* * *

„Vom Himmel durch die Welt zur Hölle", war im Vorspiel als Programm des Stückes angekündigt worden. Ich denke, wir sind in der Dichtung und im Leben ganz gründlich in die Hölle geführt worden, und wer sich in eitel Lobsprüchen auf das herrliche Ende Fausts ergeht und von der fortschreitenden Läuterung durch Erfahrung und ästhetischer Bildung spricht, der muss eine sonderbare Art, die Dinge anzuschauen, haben. Allerdings ist Faust bis zum Ende seinem Wesen treu geblieben.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren:
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Noch drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkannt, lässt sich ergreifen ....
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, *unbefriedigt jeden Augenblick.*

Vorzüglich passt aber dazu der Kommentar Mephistos:

Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere."

* * *

So müsste auch der *Faust* schließen. Dann würde man klar sehen. Aber das Werk sollte einen schönern Abschluss haben. Und darum baute der Dichter das schön bemalte, weihraucherfüllte Schlussgewölbe. Dass aber etwas nicht stimmt mit diesem Gewölbe, das wird wohl jeder Leser beim Durchlesen der Dichtung empfinden.

Wenn man den *Faust* und die ganze moderne Kultur vergleichen kann einem Münsterbau, bei dem der Bauplan gefehlt hat, so dass alle Arbeiter und Künstler nach eignen Gelüsten und Einfällen bauten, die einen wahllos Klötze aufeinander schichtend, die andern einen unmäßig hohen Turm errichtend, die dritten überstark verzierte Kunstkapellen bauend, dermaßen, dass in den einzelnen Teilen eine wunderbare Vollendung, im ganzen Zusammenhang eine gefährliche Unstimmigkeit entstand, so kann der Schluss des *Faust* als ein Bretterdach gelten, das notdürftig diese ganze disparate Baumasse überdeckte. Von einem frühern Münsterbau lag wohl noch ein alter Dachstuhl da, den man vorläufig benutzte; an und für sich ließe sich auch allerlei zugunsten dieses alten Dachstuhls sagen, aber das ist das Schlimme, dass die Gefährlichkeit und die Disharmonie der ganzen Bauerei durch dieses Wortgerüst verdeckt ist, und dass wohl mancher im Hinblick auf den abgeschlossenen Faust sich Illusionen macht über seine eigne Abgeschlossenheit.

Ist denn nicht der ganze *Faust* ein Denkmal der modernen Zusammenhanglosigkeit? Fällt er nicht deutlich in die verschiedensten Bestandteile auseinander? Wir durchwandern nacheinander den Bezirk des Denkens, des Fühlens, des Weltlebens, der Wissenschaft, der Kunst, des sozialen Wirkens, und keines dieser Gebiete hängt organisch mit den andern zusammen, überall tritt wieder ein neuer Faust auf, und niemand merkt dem Faust der Gretchentragödie den Professor und dem Faust des Kaiserhofes den verzweifelten

Liebhaber Gretchens an. Es sieht aus, als ob wir die Dichtung Goethes bemängeln wollten. Im Gegenteil: das macht gerade die größte Gewalt und den stärksten Zauber dieses Werkes aus, dass es das Wesen unseres Zeitalters nicht nur in seinen Schönheiten widerspiegelt — sondern auch in seinen Mängeln. Es bestätigt sich auch hier, dass Faust nicht eine Idee, sondern eine Erfahrung ist, und wenn auch Goethe von allem, was wir aus seinem Lebenswerk herausgeheimnist haben, nichts anerkennen wollte, so wäre es doch Wahrheit; denn der beste Kommentar zum *Faust* ist die Geschichte unsrer Zeit. Nicht Goethe hat den *Faust* gedichtet, er hat ihn nur aufgeschrieben, und wer ihn diktiert hat, das ist der Geist der Renaissance.

* * *

Und nun kehren wir zurück zu den Rittern im Lager der Enttäuschung. Wir gehören ja selbst zu ihnen. Da sind wir nun mit hohlen Wangen und schauen mit trüben Augen einander an. Keiner ist da, der nicht blutete an irgendeiner Wunde, keiner, der den Mut hätte, den Kopf fröhlich zu erheben. Und doch dämmert in uns allen eine leise Hoffnung auf; denn gerade das Übermaß der Enttäuschung lässt eine trostreiche Erkenntnis wach werden:

„Unser Fehler war der, dass wir ein ewiges Lager errichteten, dass dann jeder für sich auszog, dass er den andern fremd wurde, dass er das gemeinsame Ziel vergaß.

Wenn wir nun das Lager aufheben und wieder gemeinsam wandern wie in alten Zeiten, so müssen wir den andern Fehler vermeiden, dass wir wieder nach der alten Weise ziehen. Zu beschränkt war unser Blickfeld, zu streng war die Führung der alten Kirche. Wir wollen nichts drangeben von allem, was wir auf unsern Irrfahrten fanden. Jede Wahrheit, die der Mensch entdeckte, ist ein Meilenstein, an dem eines Tages die ganze Menschheit vorbeigehen muss. Weder den Ernst der Wissenschaft, noch die Macht der Kunst dürfen wir uns rauben lassen.

Aber das ist die Erfahrung, die wir mit so viel Blut und Leid und bitterer Not erkaufen mussten: dass der Mensch nur dann wirklich vorwärts kommt, wenn die ganze Menschheit nachfolgt. Die Menschheit aber kennt nur einen Weg: den Weg, der zum Übermenschlichen führt. Alles was nicht in dieser großen Richtung

geschieht, ist „sinn"los. Und es gibt „Sinn"losigkeiten, an denen Tausende zugrunde gehen ...."

Aber ach! nicht Alle sind zum Lager der Erkenntnis zurückgekehrt. Der größte Teil der Menschheit geht noch den Schlafwandel der Renaissance. Parzival irrt noch richtungslos in der Welt umher. Noch mehr Blut und Gift und Qual harrt unser, noch müssen Kinder verhungern, noch siechen Mütter dahin, noch verzehrt der Hass die Seelen der Männer...

O Parzival, Parzival! wann wirst du deinen Karfreitag finden?

GÜMLIGEN TH. SPOERRI

□□□

GRAF KEYSERLINGS WEISHEITSSCHULE IN DARMSTADT[1]

Deutschland ist das Land der paradoxen Gegensätze, die es immer wieder zerreißen. Hier haben sich die Kämpfe zwischen mittelalterlicher Stadtdemokratie und kaiserlichem Absolutismus, zwischen objektiv-dogmatischer Katholizität und subjektivistisch-liberalem Protestantengeist am schärfsten zugespitzt, und jetzt sehen wir wieder, wie in dem Lande, das die materialistische Blut- und Eisentheorie bis zur Selbstvernichtung durchgeführt hat, zugleich am bewusstesten die Erkenntnis auftaucht, dass alle nicht im Spirituellen wurzelnde Macht armseliger Schein ist. Derjenige, welcher bisher als Einziger, frei von Dogmatik, aber auch keiner Dogmatik Feind, keiner Kirche und keiner Loge verbunden, doch jede Symbolik ehrend, den notwendigen Apparat geschaffen hat, diese Erkenntnis zu verbreiten, meinetwegen zu lehren, ist Graf Keyserling, und der Apparat ist die Weisheitsschule in Darmstadt.

Damit ist eigentlich alles Nötige über ihn gesagt, und man möchte meinen, dass alle an der Zeit leidenden Herzen voll neuer Hoffnung ihm zujubeln. Dem ist aber nicht so. Wer von einem bestimmten Dogma seine Seligkeit erhofft, tadelt Keyserling, weil er nicht *sein* Dogma verkündet. Wen die vorhandenen Dogmen nicht befriedigen, der wirft Keyserling vor, er mache es sich bequem, weil er kein neues Dogma gebe; es sei mangelnde Schöpfer-

[1]) Es sei der Leser erinnert an meinen einleitenden Artikel „Geduld und Vertrauen", im vorhergehenden Heft. — Bovet.